

Zeitschrift: Lenzburger Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürger-Kulturkommission Lenzburg
Band: 18 (1947)

Artikel: Carl Spittelers Besuche in Lenzburg
Autor: Kelterborn-Haemmerli, Anna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-918390>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

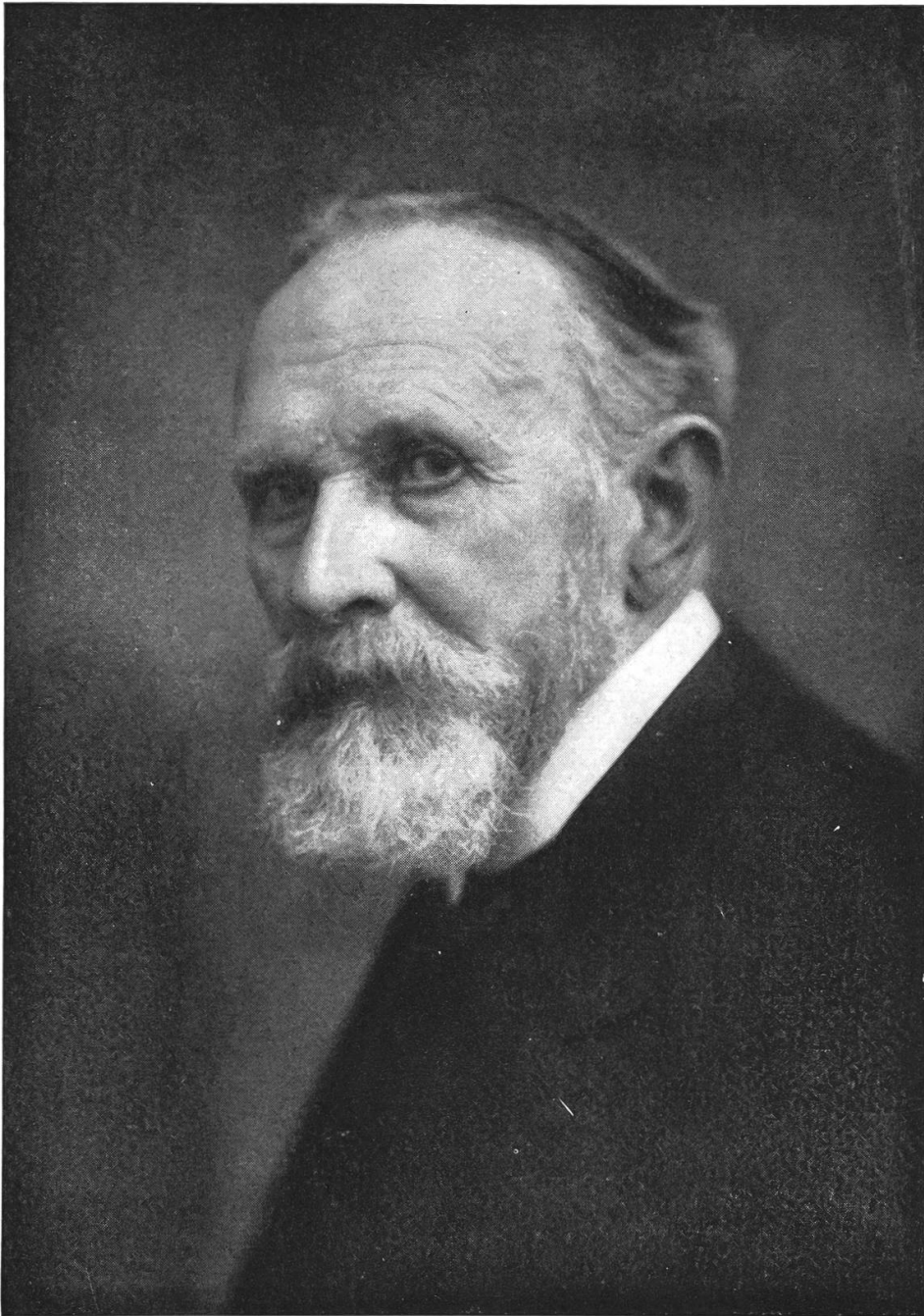
CARL SPITTELEERS BESUCHE IN LENZBURG

VON ANNA KELTERBORN-HAEMMERLI

Beim Lesen in den „Lenzburger Neujahrsblättern“ erstaunt man immer wieder ob der Tatsache, daß die Geschichte unserer kleinen Stadt mit den Namen so vieler bedeutender Menschen verbunden ist. Wenn man nun den Spuren solcher Persönlichkeiten nachgeht und das Bild wiedergibt, das sich den Zeitgenossen von ihnen eingepägt hat, so kann mancher wertvolle Impuls aus der Vergangenheit in seiner Frische bewahrt bleiben. Deshalb möge hier auch berichtet werden von den Beziehungen *Carl Spitteler*s zu Lenzburg. Sie entwickelten sich durch seine Besuche im Doktorhaus an der Niederlenzerstraße, im durchsonnten Heim seiner Freundin Sophie Haemmerli-Marti und ihres von ihm hochgeschätzten Gatten, des Lenzburger Bezirksarztes. Vier Kinder wuchsen dort auf, die wie das ganze Haus durch sein Erscheinen jedesmal mitbeglückt wurden. Dankerfüllt will ich als eines von ihnen meine Erinnerungen hervorrufen.

Wie manche Landschaft erhielt für uns die ihr eigene Farbe erst durch ein Hereinleuchten der Welt dieses Dichters. Auch wenn er sie selbst nicht betrat, sondern nur unsichtbar einem zur Seite schritt, wie etwa beim Erleben seines „Prometheus und Epimetheus“. Unvergeßlich der Sommerabend, an dem man als überglückliche Bezirksschülerin mit dem Werke — man hatte es nach langem Sparen soeben erwerben können — gegen Othmarsingen wanderte und abwechselnd mit Fräulein Schlatter, der für alles Schöne begeisterten Französischlehrerin, aus den freien Rhythmen der Dichtung vorlas. Konnte man diese Klänge anderswo als hier draußen hören, erscholl ihnen nicht gerade aus der heimatlichen Natur ein Echo? Hoheitsvoll erhoben sich zur Rechten die Schloßhügel, innig funkelte zur Linken das Waldgrün, und vernehmbar schwang es im Windhauch: „Auf, laß uns anders werden als die Vielen, die da wimmeln in dem allgemeinen Haufen!“

Und eine andere Gegend — sie dehnt sich nordwärts der Aare entgegen — wurde einem vor allem deshalb so lieb, weil immer wieder Herr Spitteler sich an ihr freute. „Mir gefällt die Landstraße, gehn wir nach Niederlenz!“ konnte er ausrufen, wenn man



Karl Spitteler

Aufnahme des Dichters aus den spätern Lebensjahren

- Kollektion der Schweiz. Landesbibliothek

zum Spaziergang bereit ihn am Gartentor erwartete. Wie entzückten ihn dann die Bäume bei der Engelmatt, wie gern trat er hinüber zum Aabachwuhr, und mit welcher Wärme wies er uns auf jene Tannen, die, wie er uns zeigte, durch ihre Efeulast nicht etwa „ersticken“, sondern im Gegenteil zu einem viel mächtigeren Wachstum angespornt wurden, als ihre von jeder Umklammerung freien Nachbarn.

Das Mörikerfeld dagegen, jene waldumsäumte Hochebene vor den Burgen des Kestenbergs, weckt die Erinnerung an das merkwürdige Gefühl, das uns Kinder jedesmal befiel, wenn Herr Spitteler nicht unser einziger Gast war. Welche Mühe machte es dann, neben der seinen auch das Wesen einer anderen Persönlichkeit aufzunehmen, auch wenn diese wohlbekannt und befreundet und so liebenswürdig war wie der junge Musiker Werner Wehrli, der damals gerade mit dem Mozartpreis ausgezeichnete Aarauer Komponist. Noch sehe ich deutlich, wie er, soeben unerwartet von Aarau herübergekommen, unserer Mutter auf jenem Felde den Plan zu einer neuen Oper erklärt. Alles an ihm ist Bewegung, und dem Ansturm immer neuer Varianten vermag der schlanke, zarte Mensch, von Tönen durchbraust, kaum Stand zu halten. Wie anders ist Carl Spitteler, der, auf dem Feldweg folgend, unserer Schwester ein rezitatorisches Problem darlegt. Ruhig, aber elastischen Schrittes geht er einher und benötigt bei seinem leisen, deutlichen Reden nur selten eine kleine Handbewegung, während um Wehrli ein Wirbelwind weht und man fast glaubt, den rasch und froh Sprechenden umjauchze ein Schwarm singender Vögel.

Ungeteilt war die Freude, wenn der Dichter mit der Kinderschar stadtwärts zog und mit ihr die Kurzweiligkeit der Straße genoß. Nichts entging dann seinem Auge, auch wenn es wie suchend in die Ferne drang. Gern erkannte er vor der klotzig drohenden Wurstfabrik die grüßende Frau Maibohm, die so freundlich strahlte wie die Begonien vor ihren Fenstern. Man durchquerte den Eisenbahndamm, der sich als eine grüne Schranke vor die Stadt legt, warf einen Blick auf die maurische Pracht des Malagakellers, musterte gegenüber die gepflegten Villen, und schon bog man am Kirchturm vorbei ins Städtchen ein und gelangte die schmucke Rathausgasse hinauf zum Zuckerladen. Jetzt konnte Herr Spitteler sich nicht genügen im Ausschauen von Leckereien, die er freudig vor die Kinder hinstellte. Diese aber brachten Frau Bisseggers liebevoll aufgeschichtetem Backwerk längst nicht das gewohnte Interesse entgegen, denn immer war da etwas Leuchtendes, Fremdartig-Neues, das von ihrem Gastgeber ausging und sie von den Süßigkeiten abzog.

Ein einziges Mal war man nachher noch zu den Säulen des Bezirksamts und hinauf zum Großvater Amtmann gestiegen, aber es war keinem behaglich gewesen bei dieser Begegnung. Dort, seinem Schreiber gegenüber am breiten Tisch, der Othmarsinger Schützenoberst mit seinen sprühenden Augen und behutsamen Gebärden, dessen feingefältetes Gesicht alles widerspiegelte, was sich in seinem Dorfe, in seiner Soldatengemeinschaft und in seiner jahrzehntelangen Richtertätigkeit abgespielt hatte. Und in einigem Abstand im größten Gegensatz zu ihm, Carl Spitteler, dessen Welt ganz von innen heraus aufgebaut und nur durch die Quellen der eigenen Tiefen gespiesen schien. Still aufgerichtet auf dem schlichten Holzstuhl unterhielt er sich eine Weile, höflich und doch wie fragend und sich nicht zurechtfindend in der streng umfriedeten Amtsstube, und alle atmeten wir auf, als wir mit ihm wieder ins Freie traten. An anderen Tagen konnte uns nichts über unsern unermüdlich Geschichten erzählenden Großvater gehen, aber in der Gegenwart des Dichters wurden unmerklich alle Werte verschoben.

Dies hatte schon unsere Zehnjährige erfahren, damals, als sie dem zum erstenmal in den Garten Tretenden und von niemandem Erkannten ihr Liebstes, ihre Kaninchen zeigen wollte. Plötzlich sah sie, an der hohen Gestalt hinaufschauend, wie die strahlenden blauen Augen weit weg blickten und dem, was in der Nähe war, wenig Beachtung schenkten. Es war für das Kind ein Erlebnis, das es später nur vergleichen konnte mit jenem anderen, ebenso bestürzenden, als es zu seinem unerhörten Erstaunen bemerkte, daß der brennende Weihnachtsbaum für Herrn Spitteler keine Sache von Bedeutung war .

Festlich gestaltete sich bei den Spittelerbesuchen stets die Stunde am Mittagstisch, zu der das helle, rasche Tuten des mit seinem Wagen in den Garten einschwenkenden Vaters das Signal gegeben hatte. Welcher Frohmut strahlte dann vom Gaste aus, der die ganze Runde in seine Sympathie aufnahm. Das gütige Lächeln des Arztes, die leuchtende Freude der Freundin und das Sprießen und Blühen der Kinder, alles war ihm Erquickung. Den heiteren Gesprächen konnten auch wir Jüngeren folgen, obwohl es uns oft vorkam, als ob altgewohnte Worte jetzt plötzlich in ihrem Kern verwandelt oder in eine andere Beleuchtung gerückt würden. Nicht umsonst hatte bei der Geschichte von Midas, unter dessen Hand jedes Ding sich vergoldete, einst eines von uns ausgerufen: „Mahnt euch das nicht an Herrn Spitteler?“ Keines wunderte sich, daß durch seine Gegenwart vieles sich änderte und daß man sogar in selbstverständlichster Weise durch ihn zu einem neuen Namen kommen konnte. Denn die feurige Gymnasiastin, deren Geigenspiel den Dichter be-

glückte, sollte sie anders heißen als „Irene“? Und das Schwesterchen mit dem wissenden Blick, dessen Gesicht das lange Goldhaar umfloß, mußte es nicht „Gerda“ sein? Jedes fühlte, daß diese Lautfolgen dem Wesen der so Bezeichneten viel unmittelbarer entsprachen als ihre bürgerlichen Alltagsnamen.

Die Gewißheit, etwas zu vernehmen, das frei war von zufallsbedingten Äußerlichkeiten, erfüllte uns auch, wenn der ehemalige Geschichtslehrer mit uns Weltgeschichte trieb. „Nur die Jahrhunderte werft mir nicht durcheinander“, pflegte er uns zu empfehlen, „das Übrige ist meine Sache. Daß ihr die Zusammenhänge und Zeitfolgen versteht und behält: dafür will ich sorgen!“ Mit Bewunderung sprach er vom französischen 17. Jahrhundert, und von Ehrfurcht ergriffen wurde er, wenn es um die Dichtung Racines ging. Wie weitete er unseren Blick, wenn er von den Großen redete, „in deren Geist unsere Gedanken wohnen können“, und wie stimmte es uns nachdenklich, wenn wir von ihm hörten: „Je mehr er zu tun habe, desto besser könne er arbeiten.“ Als er uns einst beim Griechisch lernen antraf, sagte er bei dem darauffolgenden Spaziergang lange, klangvolle Verse aus der Ilias vor sich hin, und als wir bei der Gartenbauschule vorbeikamen, lehrte er uns die fremdartigen botanischen Namen vieler Sträucher, die wir dort sahen, und die in seinem Luzerner Garten ebenfalls gediehen.

Ein befeuernder und tief miterlebender Lehrer war er auch beim Musizieren. Beethoven erfüllte ihn mit Andacht. „Jede Note von ihm ist mir eine Offenbarung!“ Doch heftig ergrimmt er über eine zu lange Kadenz, die in dessen Geigenkonzert ein späterer Virtuose gesetzt hatte: „Kurz sollte sie sein, nur ein paar Läufe, ein Jauchzer, denn Übermut des Komponisten oder des Künstlers: das ist die Kadenz!“ Bei Händel meinte er einmal: „Wer über ihn anders spricht als mit der allergrößten Hochachtung, den sollte man in einen Sack stecken und zu einem Sumpf tragen und hineinwerfen, wo er am tiefsten ist.“

So willkommen uns in seinen Gesprächen die sarkastischen Vergleiche waren, wenn Herr Spitteler zum Späße und in gepreßter Betonung begann, baslerisch zu sprechen, so konnte ich mich trotz seiner Lustigkeit nie daran freuen. So befremdend tönte aus seinem Mund diese Rede! Aber auch von unsern anderen Dialekten konnte meiner Ansicht nach keiner zu ihm passen, denn deutlich lag in seinem Wesen etwas Überpersönliches und Weltbürgerliches, als dessen Spiegel ich sein schlichtes Hochdeutsch empfand.

Wie gut der Dichter aber seine Heimat kannte und wie echt er sie liebte, erfuhren wir nicht erst durch seine Schweizerballaden und aus seiner politischen Rede während des ersten Weltkrieges.

Mit großer Innigkeit beschrieb er uns oft die Eigenart der Jura-landschaft oder die Menschen um Liestal und Waldenburg, mit denen seine Kindheit verbunden war. Von unserm Großvater bemerkte er einst: „Es war mir, als trüge er den Geruch des ganzen Kantons Aargau an sich.“ Und fügte nach einer Pause hinzu: „Bei Imago sagte ich auch oft: Der Kanton Bern geht mitten durch sie hindurch.“ Was nun aber das „Schweizerische“ seiner Dichtung betrifft, so muß man vielleicht lange im Ausland sein, um zu erfassen, wie machtvoll darin das Gestein der Berge, der Tanz der Wildbäche und das Lichtgrün der Alpmatten lebt. In ihrer Sprache ist, zwar nicht dem Wortlaute, aber dem Satzgefüge, dem Rhythmus und der Klangfarbe nach, das Beste unserer Dialekte durch eine Metamorphose gegangen und in überraschender Weise auferstanden. Doch es brauchte den Nordseestrand und die Weiten Amerikas, um diese Tatsache mir ins Bewußtsein zu bringen, und damals, als Herr Spittelers Baseldeutsch mich verwirrte, ahnte ich nichts davon.

Je mehr wir in der Folge heranwuchsen, desto ausschließlicher wurde zur Krönung jedes Besuches die Stunde, da der Dichter uns den neusten Gesang von „Prometheus der Dulder“ vorlas. Hohe Poesie, so verbunden mit ihrer Quelle und fast noch im Entstehen begriffen aufzunehmen — oft hörten wir verschiedene Fassungen, und es interessierte den Schaffenden, wie sie auf uns wirkten — war ein unvergleichliches Erlebnis, und durch Tage und Wochen hindurch begleiteten uns die hehren Bilder und die edlen, getragenen Rhythmen. Und doch war es etwas anderes, das mir noch tieferen Eindruck machte: die Erkenntnis nämlich, daß der Künstler und das Werk so unbedingt eins waren. Seit Jahren hatten wir an unserem Gast die Güte im Handeln, die Weite im Denken und den rückhaltlosen Mut zur Wahrheit verehrt, und diese selben Züge strahlten nun aus dem Epos. Auch jener tiefe, aber nicht in die Schwäche, sondern zum nie ermattenden „Dennoch“ führende Pessimismus wirkte darin, dessen Kraft ich zwar bewunderte, den ich aber trotz aller Anstrengung weder fassen noch teilen konnte.

„Die Welt ist vom Teufel gemacht!“ hatte der väterliche Freund bei einer Unterredung mir einst als Allererster gesagt. Aber solcher Adel lag in jeder Form seines Gesichtes und in den Gebärden solche Güte, daß ich unwillkürlich statt des Teufels Gott empfand. Wenn der Genius wehte durch diese Welt, konnte ich da zweifeln am Schöpfer? Und wo Herzenskraft die Schönheit eines Kunstwerks hervorbrachte, hatte da der Widersacher Gewalt? Um so erschütternder war es, zu sehen, welche Realität der Teufel für den Dichter selber besaß, wie er von ihm nur mit Grauen, mit einem

unverhohlenen Entsetzen sprach. Hoch aufgerichtet stand er bei seiner Nennung still — wir waren im Garten und eben bei einer weitausgreifenden Tanne angelangt — und suchte mit den Augen angstvoll die Himmelsferne ab, von Furcht und einem abgründigen Schmerz, einer unwiderlegbaren Trauer erfüllt.

Die Erinnerung an diesen Augenblick hat sich mir tiefer eingepägt, als jede andere an Carl Spitteler. So viel Leid es später mitanzusehen gab, das Leid im hellen Blau dieses Blickes wurde von keinem anderen übertroffen. Das ganze Elend der herankommenden Jahrzehnte war darin vorausgeföhlt. Denn ebenso stark wie das Grauen vor der Teufelsmacht war das Mitleid mit der ihr ausgelieferten Kreatur. „In jedem Geschöpf ist etwas wahrhaft Schönes und Großes“, sagte er ein anderes Mal. „Wie das hineingekommen ist? Ich denke es mir so: Der Herrgott ist vom Teufel in die Welt hineingestampft worden, und wir alle sind versprengte Stücke des Herrgotts. Unser Körper ist nur Maskerade. Wir sind verdammt dazu, in dieser Maskerade zu leben und den schlechten Gesetzen zu folgen. Der Hund, der auf die Katze stürzt, ist nicht er selbst, er ist seine Maskerade.“ Und auf die Frage, ob man dann nicht seinem Leben ein Ende machen dürfe: „Wir sind doch immerhin als Menschen in dieser Welt hoch über alles andere erhoben. Wir sind die Einzigen, die ihre Gedanken durch die Sprache vermitteln, die Einzigen, die einem wehrlosen Geschöpf Hilfe bringen können. Und wir haben die Dichtung! — Und dann wollte man doch nicht sterben, wenn man nicht weiß, in welcher Art Wesen der Gottesfunken in einem weiterleben wird.“ Nie weckten solche Gespräche Verzweiflung oder Mutlosigkeit, denn ihren gedanklichen Inhalt durchdrang stets die moralische Kraft dessen, der sie aussprach und dessen Wille zur Wahrheit als etwas Sieghaftes empfunden wurde.

Je deutlicher der Dichter selbst die Spuren des Leides trug — gegen das er sich nie auflehnte: „Ich kann nur aus Trauer schaffen, der Schmerz macht mich besser“, hatte er einmal zu unserer Mutter gesagt — desto hingebender war er bemüht, das Leid anderer zu lindern, wo es ihm auch begegnete. Was er einst beiläufig aussprach: „Ein Mensch, der nicht großmütig ist und nicht dankbar, das ist doch kein Künstler?“ — Dies erlebte man in seinem Umgange fortwährend. Er hatte die Fähigkeit, in einem Menschen dessen Bestes zu finden, und aus seinem Verständnis wurde Trost und Aufmunterung. Föhlte man sich im Unrecht, trotz Jugend und Gesundheit „unglücklich“ zu sein, so antwortete er erstaunt: „Die Jugend? Es gibt keine schwerere Zeit! Das Kind hat hinter sich die Ewigkeit und vor sich das Nichts. Erst mit zwanzig Jahren

kommt die überströmende Kraft." Und war man durch eine längere Zeit hindurch niedergeschlagen, so mußte man gewiß lächelnd sich aufrichten und statt des Weltschmerzes Humor walten lassen, wenn einem eine Karte ins Haus flog, die in schwungvollen Zügen nur die Worte trug: „Ein Rätsel: Wer ist ebenso gescheit und gelehrt als lieb und gut? Und ebenso lieb und gut und treu und offen und wahr, als sympathisch? Dieses Rätsel gibt Ihnen auf Ihr Freund Carl Spitteler." War aber statt des geplanten Italien-Semesters eine enttäuschend lange Erholungskur in den Bergen anzutreten, so lag im neuen Zimmer schon sein Gruß: „Sie sind dort oben nicht allein. Ihre Freunde sind im Geiste bei Ihnen. Und ich in der vordersten Reihe. Sogar einen guten Schritt weit voran." Es gab kaum ein wichtigeres Ereignis, das nicht von solchen Karten oder Telegrammen begleitet war, denen dann meist noch ein Korb mit Blumen oder Früchten folgte. Nie fehlten in den Briefen an unsere Mutter die Zeichen der herzlichsten Anteilnahme an der ganzen Familie. Am Vater, dessen ärztliche Ratschläge Herrn Spitteler wertvoll waren, an der ältesten Tochter, deren Rezitation seiner Werke ihn begeisterte und an jedem der kleineren Kinder, die er oft zärtlich schilderte: „Sie ist wie ein geschnitztes Holzengelchen vor einer Orgel. Sie kommt mir immer vor wie ein Neujahrspaket mit herrlichen Sachen darin, aber es ist noch fest zugebunden." War eines krank, so schrieb er: „Wo Kindersegen ist, da sind auch Sorgen, damit die Liebe sich noch mehre." Und war das Doktorhaus leer, so bat er: „Berichten Sie mir doch bald von allen Kindern; von Gerda in London vor allem. Und von Änni im Gebirge ebenfalls vor allem."

So lebt eine große menschliche Wärme in allen meinen Erinnerungen an Carl Spitteler. Seine Besuche bei uns wurden immer zu einer Feierzeit, deren Weihe sich ungezwungen mit Freude verband. Daß auch Witz und Humor darin aufblitzten, war selbstverständlich beim hellfrohen, morgenfrischen Wesen unserer Mutter. Ein Spruch, der sich in einem ihrer Notizkalender fand und der wohl als Einladung entstanden war, bezeugt es:

Herr Spitteler, jetz isch alles parat,
 d Rose blüeie am Tannehag,
 s Tischli hämmer i Laubegang treit,
 en früsche Rehschlegel i Essig gleit,
 de Flügel lo stimme, s Änni lo cho,
 en Persertepech a Bode to,
 wenn d Länzbürger wüßte, was s het z bedüte,
 si tete mit allne Glogge lüte!